

**Predigt am 28.12.2025**  
**(1. Sonntag nach Weihnachten)**  
**zu Hiob 42,1-6 und Lukas 2,25-38**  
gehalten von Pastor Matthias Bochow  
in der ev.-luth. Marienkirche Osnabrück

---

## Predigt

Eben haben wir Simeon, den uralten Propheten am Tempel in Jerusalem gehört. Simeon hatte eine lange Geschichte mit seinem Gott, große Hoffnungen haben ihn sein Leben begleitet, manche wurden enttäuscht. Aber die eine, die große Hoffnung erfüllte sich: Kaum fassen konnte er es, dass er Jesus, Gottes Sohn sieht, bevor er stirbt.

Und jetzt eine andere Stimme: Hiob. Auch er alt, auch er mit einer langen Gottesgeschichte, mit enttäuschten und erfüllten Hoffnungen. Wir hören das Ende seines Buches:

- [1] Und Hiob antwortete dem Herrn und sprach:
- [2] Ich erkenne, dass du alles vermagst, und nichts, das du dir vorgenommen, ist dir zu schwer.
- [3] **Du sprachst:** »Wer ist der, der den Ratschluss verhüllt mit Worten ohne Verstand?« Darum hab ich ohne Einsicht geredet, was mir zu hoch ist und ich nicht verstehe.
- [4] **Ich sprach:** »So höre nun, lass mich reden; ich will dich fragen, lehre mich!«
- [5] Ich hatte von dir nur vom Hörensagen vernommen; aber nun hat mein Auge dich gesehen.
- [6] Darum gebe ich auf und bereue in Staub und Asche.

Hiob blickt zurück. Lassen wir ihn selbst zu Wort kommen:

Ich sitze noch immer auf der Asche.

Auch wenn die Geschichte jetzt an ihrem Ende angekommen ist, auch wenn man später in eurem Gottesdienst nur noch die letzten Sätze liest, da, wo alles „gut ausgeht“: Ich sitze da. Ich spüre den Staub auf der Zunge, die Schärfe im Hals.

Und ich spüre auch diese andere Schärfe, die man nicht aushusten kann: die der Worte, die mir ins Gesicht gesagt wurden. Die weh taten. Die immer noch weh tun.

Drei Freunde. Drei Menschen, die es gut meinten.

Sie kamen, setzten sich zu mir, schwiegen eine Weile – und dann begannen sie zu reden. Als hätten sie die Welt verstanden. Als wäre Gott ein Rechenexempel.

„Hiob“, sagten sie, „Gott ist gerecht. Also passt dein Leid irgendwo hinein. Such die Schuld. Such den Fehler. Es muss einen geben.“

Sie nannten es Frömmigkeit.

Ich nannte es: Gewalt mit freundlicher Stimme.

Ich war nicht still. Ich habe nicht genickt. Ich habe mich nicht ergeben. Ich habe widersprochen, argumentiert, gekämpft. Ich habe Gott angeklagt. Ich habe gesagt: Das ist nicht gerecht. Das passt nicht zusammen. Und wenn ihr mir Gott so erklärt, dann ist euer Gott zu klein.

Ich wollte eine Antwort. Eine Begründung. Eine Erklärung, die mir das Atmen wieder erlaubt.

Und dann – das ist der Skandal meiner Geschichte – dann antwortet Gott tatsächlich.

Aber nicht so, wie ich es erwartet hatte.

Nicht mit einer Liste. Nicht mit einem Urteilsspruch. Nicht mit einem sauber sortierten „Darum“.

Sondern mit Weite. Mit Wind. Mit einer Bilderflut, die mich aus meinem engen Gerichtssaal hinauszieht. Sterne. Meer. Schnee. Tiere. Geburten. Chaos. Ordnung. Zartheit. Wildheit.

Ich merke: Ich habe versucht, den Ozean in einen Eimer zu füllen. Ich habe über Gott gesprochen, als könnte ich ihn festlegen. Als säße ich über ihm. Dabei sitze ich vor ihm.

Und ich höre mich sagen, leise zuerst, dann klarer:

„Ich habe ohne Einsicht geredet, von wunderbaren Dingen, die ich nicht kannte.“

Und dann dieser Satz, der mir selber wie ein Einschnitt vorkommt – als würde etwas in mir neu sortiert:

„Bis dahin kannte ich dich nur vom Hörensagen. Doch jetzt hat mein Auge dich wirklich gesehen.“

Verstanden habe ich dich immer noch nicht. Wie könnte ich es?

Aber: Jetzt bin ich dir begegnet.

Und ja: Da ist in mir etwas, das zurücktritt. Nicht feige. Nicht gebrochen. Sondern zurechtgerückt.

Ich sage: „Ich war's.“

Nicht im Sinn: Ich bin an allem schuld.

Sondern: Ich habe geredet, als hätte ich den Gesamtüberblick. Ich habe Gott in meine Maßstäbe gepresst.

Und ich sage noch etwas, was viele falsch hören:

„Ich lasse mich trösten, so wie ich bin – Staub und Asche.“

Staub und Asche. Trotzdem: Ich mache mich damit nicht klein.

Ich bin nur ehrlich. Ich bin ein Mensch. Begrenzt. Endlich.

Und zugleich ist es eine Zumutung an Gott: Wenn du Gott bist – dann tröste mich nicht erst, wenn ich wieder „richtig“ bin. Tröste mich so, wie ich bin. Mit meinem Staub. Mit meiner Asche.

*„Lobt Gott, ihr Christen alle gleich, in seinem höchsten Thron,  
der heut schließt auf sein Himmelreich und schenkt uns seinen Sohn.“*

Simeon antwortet:

Ich kenne dieses „vom Hörensagen“.

Der Tempel ist voll davon.

Man kann dort sein Leben verbringen zwischen Schriftrollen und Kommentaren, zwischen Auslegung und Gegenauslegung – und Gott bleibt dabei doch oft eine These, ein Streitpunkt, ein System.

Ich habe gewartet.

Lange.

Das ist nicht romantisch. Denn: Warten macht müde. Warten macht dünnhäutig. Warten macht manchmal zynisch.

Und natürlich haben wir geredet. Wie sollte es anders sein?

Wir haben diskutiert, wann Gott endlich handelt. Wie er sich zeigt.

Woran man ihn erkennt. Ob er mit Macht kommt, ob er die Verhältnisse umstürzt, ob er die Falschen endlich zurechtweist. Manche waren sicher: Das muss so sein. Andere waren sicher: Nein, anders.

Und während wir redeten, wurden wir alt.  
Und irgendwann ertappte ich mich dabei, dass ich Gott nur noch in meinen eigenen Erwartungen suche. Dass ich ihn festlege, ohne es zu merken.

Dann kam dieser Tag.  
Kein Sturm. Kein Donner. Kein Spektakel.  
Ein Paar. Furchtbar arm. Müde. Ein Kind.  
Ein Säugling.  
Nichts, was unsere Debatten gewinnt.  
Nichts, was ein „Beweis“ wäre.

Und trotzdem: In mir sprang etwas an wie eine Saite. Nicht, weil ich klüger war als die anderen. Nicht, weil ich besser gerechnet hätte. Sondern weil Gott mir die Augen öffnete.  
Ich nahm dieses Kind auf den Arm – und ich wusste: Das ist er. Intuitiv. Argumente brauchte ich nicht. Das hier war mehr. Es war wirklich.

Und ich sagte, ohne dass ich es vorher geplant hätte:  
„Meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“  
Wie bei dir, Hiob. Nicht: Ich habe es verstanden.  
Sondern: Ich habe ihn gesehen.

Und dann sagte ich den Abschiedssatz:  
„Herr, nun lässt du deinen Diener in Frieden fahren.“  
Nicht, weil mir alles egal wäre. Sondern weil Gott in diesem kleinen Menschen nicht nur „da“ war – sondern sich gebunden hat. An unsere Wirklichkeit. An unsere Schwäche. An unsere Zeit.

*„Er äußert sich all seiner G'walt, wird niedrig und gering,  
nimmt an sich eines Knechts Gestalt, der Schöpfer aller Ding.“*

Hiob blickt voraus:

Wenn ihr meine Geschichte nur als Moral erzählt, dann macht ihr sie klein.

Dann wird aus meinem letzten Kapitel eine fromme Klappe: „Siehst du, am Ende soll man einfach still sein.“

Nein.

Ich werde weiter reden.

Ich werde weiter protestieren, wenn Menschen unschuldig leiden.

Wenn man ihnen fromme Erklärungen überstülpt wie einen Sack.

Wenn man Leid in ein Weltbild presst, damit es einem selbst wieder sicher ist.

Ich bleibe einer, der die Zähne zeigt – da, wo es nötig ist.

Aber ich habe gelernt, dass es einen Ton gibt, der aus dem Rechtbehalten-müssen kommt.

Und einen Ton, der aus der Wahrheit kommt.

Der erste macht hart.

Der zweite macht klar.

Ich werde weiter „Nein“ sagen, wo man „Nein“ sagen muss. Aber ich werde versuchen, es nicht vom Richterstuhl aus zu sagen.

Denn ich habe gemerkt: Ich bin nicht Gott.

„Staub und Asche“ – das ist kein Rückzug ins Schweigen. Sondern: ein Schritt zurück, damit Gott größer sein darf als meine Sätze über ihn.

Und vielleicht ist das das Schwerste, was ein Mensch lernen kann:  
deutlich reden – und dennoch tröstbar bleiben.  
entschieden sein – und dennoch korrigierbar.  
Klarheit haben – und dennoch nicht verhärten.

*„Er wird ein Knecht und ich ein Herr: das mag ein Wechsel sein!  
Wie kann es doch sein freundlicher, das Herze Jesulein!“*

Und Simeon? Auch er blickt voraus, bis in unsere Zeit:

Ich werde gehen, ja.

Aber ich gehe nicht in die Leere.

Ihr bleibt.

Und ihr werdet weiter warten.

Ihr werdet warten auf Frieden. Auf Gerechtigkeit. Auf Heilung.

Ihr werdet warten auf Nachrichten, die nicht wieder alles zerreißen.

Ihr werdet warten auf ein Wort, das nicht spaltet.

Ihr werdet warten – und manchmal werdet ihr müde werden so wie ich.

Und ihr werdet versucht sein, eure Hoffnung an große Zeichen zu hängen.

An sichtbare Siege. An eindeutige Lösungen. An klare Mehrheiten.

Ich kann euch nur das weitergeben, was ich gesehen habe:

Gott kommt so, dass man ihn verpasst, wenn man nur nach Größe sucht.

Gott kommt klein.

Gott kommt verletzlich.

Gott kommt in eine Handfläche, in ein Gesicht, in ein Kind.

— Und wenn ihr ihn dort einmal erkannt habt, dann kann eure Hoffnung anders werden: nicht lauter, aber tiefer.

Nicht triumphal, aber standfest.

Nicht naiv, aber unzerstörbar.

Denn ich habe nicht gesagt: Jetzt ist alles gut.

Ich habe gesagt: Jetzt habe ich gesehen.

Und dieses Sehen trägt.

„Ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und zum Preis deines Volkes Israel“, habe ich gebetet. Ein Licht. Kein Flutlicht.

Ein Licht, das flackert. Das man schützen muss. Und das trotzdem weiterleuchtet.

Und wenn ihr jetzt wieder hinausgeht in eure Tage – zwischen den Jahren, hinein in ein neues Jahr – dann nehmt das mit:

Redet. Klärt. Widersprecht. Schweigt nicht, wo Schweigen Unrecht schützt.

Aber tretet einen Schritt zurück, damit Gott Gott bleibt. So wie Hiob. Und wartet. Haltet aus. Gebt die Hoffnung nicht preis, auch wenn die Welt schreit.

Und sucht Gott nicht nur im Großen. Manchmal liegt er in einem Kind. Manchmal in Brot und Wein. Manchmal in einem Blick. So wie Simeon.

Denn die beiden haben nicht alles verstanden.

Aber sie haben gesehen.

Amen.

(Pastor Matthias Bochow – es gilt das gesprochene Wort)



---

EV.-LUTH. KIRCHENGEMEINDE ST. MARIEN OSNABRÜCK  
MARIENSTR. 13/14 ☎ 49074 OSNABRÜCK ☎ STEUER-ID 66/ 200/ 21321  
(0541)28393 ☎ KV.ST.MARIEN.OSNABRUECK@EVLKA.DE ☎ ST-MARIEN-OS.DE  
Geschäftlich: IBAN DE75 2655 0105 0000 0145 55 ☎ BIC: NOLADE22XXX  
Spende: IBAN DE 77 2655 0105 0000 6989 51 ☎ BIC: NOLADE22XXX